



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

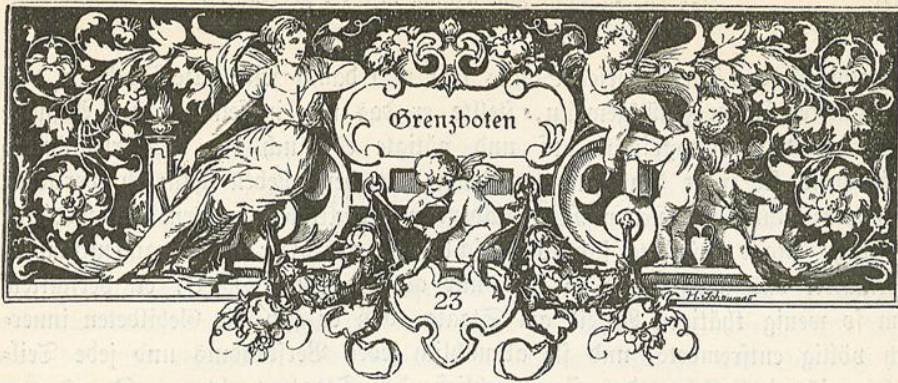
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das humanistische Gymnasium und die Gegenwart

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das humanistische Gymnasium und die Gegenwart*)



iermal seit der Reformation hat sich das deutsche Bildungsideal gewandelt, genau entsprechend den wechselnden Verhältnissen der Zeiten, und ebenso oft haben die höhern Schulen Deutschlands die ihnen zu Gebote stehenden Bildungsmittel einer Prüfung unterzogen und bald dies, bald jenes in ihrer Auswahl oder in der Art ihrer Verwendung geändert. Im sechzehnten Jahrhundert, im Jahrhundert der Reformation, da das kirchliche Interesse in der Form des streng geschlossenen Konfessionalismus bei weitem überwog, und ein wirkliches, kraftvolles Nationalgefühl nirgends vorhanden war, da war das Bildungsideal der theologisch-humanistische Gelehrte, der sich dem Dienste der Kirche, der Schule, einer Stadtgemeinde, eines Fürsten widmete, und der als Besitzer einer wesentlich fremden, lateinischen Bildung, als Mitglied einer geistigen Aristokratie — und wenn es der dürftigste Schulmeister einer Lateinschule war — von seiner Höhe geringschätzig auf die große Masse seiner ungelehrten Landsleute herab sah. Nachdem der dreißigjährige Krieg die Zustände, aus denen dieses Bildungsideal hervorgegangen war, gründlich zerstört hatte, trat ein ganz anderes an seine Stelle: das war der gewandte, möglichst vielseitig gebildete Weltmann, der „galante politicus.“ Denn über dem altständischen, kirchlich geschlossenen Staate erhob sich der absolute fürstliche Staat, der die einzelnen Stände dem Willen des Fürsten und den Interessen des Ganzen beugte, mit einer Masse veralteter Rechte und Überlieferungen kraft des „Vernunftrechts“ kurzer Hand aufräumte und die konfessionellen Gegensätze vornehm zu ignoriren begann. Indem nun der Adel, um seine politische Selbständigkeit

*) Aus der Rede unsers Mitarbeiters Professor Dr. D. Raemmel bei dem Gedenkfest der Nikolaischule zu Leipzig am 21. und 22. Mai d. J.

gebracht, in den Dienst dieses Staats trat und damit seine alte Macht in viel wirksamere Form zurückgewann, stellte er das ihm in seiner neuen Aufgabe entsprechende Bildungsideal auf und nötigte es auch den Gelehrtenschulen auf, wenn sie nicht den Zusammenhang mit dem Leben gänzlich verlieren und ganz hinter den neuen Ritterakademien zurücktreten wollten. Aber dieser fürstliche Staat gründete sich so ausschließlich auf Heer und Beamtentum, er betrachtete das ganze Volk so sehr nur als Regierungsobjekt, er verstattete ihm so wenig thätigen Anteil am Staate, daß er sich die Gebildeten innerlich völlig entfremdete, und sie allmählich jedes Verständnis und jede Teilnahme für das Leben des sie umschließenden Staats verloren. Da es nun eine deutsche Nation in unserm Sinne noch gar nicht gab, und da sich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zum erstenmale die antike Hellenenwelt in Kunst und Dichtung ohne römische Einkleidung vor den entzückten Augen der Deutschen entfaltete, so stieg ein neues Bildungsideal empor: der philosophisch-ästhetisch gebildete Weltbürger, der, hoch erhaben über das kleinliche alltägliche Treiben ringsum, in sich die „reine Menschlichkeit“ zu verwirklichen strebte, deren Urbild er im Griechentum sah, und sich als Glied nicht seines Volks, sondern einer großen, stillen, über die ganze gebildete Welt sich erstreckenden Gemeinschaft fühlte. Aus dieser Geistesrichtung ergab sich die wundergleiche Blüte unsrer klassischen Litteratur mitten in dem traurigsten Niedergange unsers alten Reichs und in einer schweren europäischen Krisis, die den Weltteil bis in seine Grundfesten erschütterte, aber auch die innere Wehrlosigkeit unsrer gebildeten Kreise gegenüber der einbrechenden Fremdherrschaft. Erst als in dem größten deutschen Staate aus den alten stolzen Traditionen und aus dem menschlichen Zorn über die Unterdrückung die Vaterlandsliebe kraftvoll aufstieg und auch die Gebildeten mit sich fortriß, gelang die Befreiung; doch die nachfolgende matte Zeit war nicht geeignet, das alte, hohe Bildungsideal durch ein neues zu verdrängen, es eroberte vielmehr im Zeichen des „Neuhumanismus“ auch unsre höhern Schulen. Aber als sich nun doch das politische Interesse gerade der Gebildeten kräftiger und kräftiger regte, als sich mit der Bewunderung des klassischen Altertums das innige Versenken in die Tiefen des eignen Volkstums verband, als die Gelehrten die Führer im Kampfe um unsre Einheit wurden, und als endlich nicht sie, aber Staatsmänner und Helden dies Ideal verwirklichten, das sie aufgestellt hatten, da mußte sich auch das deutsche Bildungsideal ändern. Heute ist es der wissenschaftlich gebildete wehrhafte Staatsbürger, denn wir haben jetzt den nationalen, monarchisch-konstitutionellen Staat, der sich auf das lebendige Interesse und die werktätige Teilnahme seiner Glieder, vor allem der gebildeten Stände, gründet.

Ist es da nun nicht merkwürdig, daß die Gymnasien durch alle Wandlungen ihrer Aufgaben hindurch an der antik-klassischen Grundlage ihres Unter-

richts festgehalten und sie nur immer nach den wechselnden Bedürfnissen modifiziert haben? In den beiden ersten Perioden trat das Griechische so vollständig in den Hintergrund, daß es etwa dieselbe Stellung einnahm wie heute das Hebräische, als ein Hilfsmittel zum Verständnis des biblischen Urtextes; im Mittelpunkt des gesamten Unterrichtsbetriebes stand das Lateinische. Denn der alleinige Zweck des altklassischen Unterrichts war die „Imitation,“ die Nachbildung der lateinischen Schriftsteller in Vers und Prosa, sie wurden also ausgewählt und gelesen schlecht hin nur als Stilmuster; der Inhalt war nur da, um rethorisch und poetisch verwendbare Themen und Beispiele zu liefern. Erst in der zweiten Periode, in der Zeit des weltmännischen Bildungs-ideals, trat, wenigstens an vielen Schulen, neben die lateinische als gleichberechtigt die deutsche „Oratorie“, der deutsche Aufsatz und die deutsche Versifikation, als Erfordernisse für den „galanten“ Weltmann, und während im sechzehnten Jahrhundert von einem selbständigen Unterricht in den Realien noch kaum die Rede gewesen war, drangen diese im siebzehnten aus praktischen Gründen, als unentbehrliche Rüststücke für den politicus, in breitem Strome in die Schulen ein, aber allerdings nur in die wahlfreien „Privatlektionen.“ Wie genau entspricht beides den verschiedenen Bildungszwecken ihrer Zeit! Wie anders seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts! Da das Hellenentum als die Verwirklichung reinen Menschentums galt, so mußte das Griechische fast ebenbürtig neben das Lateinische treten, und die alten Autoren wurden nicht mehr wesentlich als stilistische, rhetorische und poetische Vorbilder gelesen, am wenigsten die griechischen, sondern um durch sie „in den Geist des klassischen Altertums einzuführen“; sie waren nicht mehr Gegenstände der Nachahmung, sondern des Studiums. Nur im Lateinischen hielt auch diese Zeit noch an der Imitation fest, doch nicht mehr aus praktischen Gründen, denn diese waren verschwunden, seitdem das Lateinische aufgehört hatte, die diplomatische Sprache und die ausschließliche Sprache der Wissenschaft zu sein, sondern nur noch als Mittel der geistigen Gymnastik, des logischen Denkens im Reden und Schreiben, in Vers und Prosa. Zugleich aber wurden die Realien aus wahlfreien Fächern Pflichtfächer, ihrer wachsenden wissenschaftlichen Durchbildung und praktischen Wichtigkeit gemäß, und auch die neuern Sprachen verlangten ihre Rechte, je lebendiger sich der Völkerverkehr gestaltete.

Doch allzuviel hatte diese Zeit vereinigen wollen, und darum wurde die Aufgabe allmählich unlösbar. Und da jeder praktische Zweck der lateinischen Imitation, den doch alle frühern Zeiten stets im Auge behalten hatten, verschwunden war, der andre, die sprachliche und logische Übung, in der Muttersprache zu erreichen war, so kam in unsern Tagen eine letzte Wendung. In der Schule siegte endgiltig die „Sachphilologie“ über die „Wortphilologie.“ Inwiefern der Purismus in der praktischen Anwendung des Lateinischen, der sich aus der immer tiefer eindringenden wissenschaftlichen Erkenntnis der

Sprache ergab, aber den Lehrern und Schülern jede Unbefangenheit in dem sonst doch ganz natürlichen Schreiben und Sprechen des Lateinischen verdarb, zu dieser Wendung beigetragen hat, bleibe hier unerörtert. Genug, sie ist eingetreten, und ein Rückwärts giebt es nicht mehr. Für uns sind die klassischen Sprachen neben der fortdauernden, weil unvergänglichen formalen Bedeutung im wesentlichen Mittel, das antike Leben aus seinen Quellen kennen zu lernen, uns historisch zu orientiren. Gerade deshalb müssen sie recht gründlich gelernt werden, damit die Lektüre nicht zur Dual und ihr Zweck nicht verfehlt werde. Denn für den heutigen gebildeten Deutschen ist in der That die Hauptsache die Orientirung in der ihn umgebenden Menschenwelt und in der Natur; ist doch der Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen stärker als je geworden, und um sich nur überhaupt hier zurechtzufinden, um sich ein richtiges Urtheil als Grundlage eines richtigen Handelns zu bilden, muß er sich ein Maß sachlichen Wissens aneignen, das frühere Jahrhunderte nicht gefordert haben. Daher auch die immer stärker auftretende Forderung, durch Anschauungsmittel den alten klassischen und historischen Unterricht zu immer größerer Lebendigkeit zu entwickeln, unsern Schülern statt bloßer Worte und Begriffe ein Bild des Gegenstandes zu geben. Die Sachkenntnis also, das Wissen steht für uns im Vordergrunde, die formale Gewandtheit als Ziel ist für uns ungenügend, obwohl sie nicht fehlen darf, aber die rhetorischen Krücken früherer Tage haben ihren Wert für uns verloren, denn wir fordern eine klare Darstellung, die sich aus der Sache natürlich ergibt, für künstliche Rhetorik haben wir den Sinn eingebüßt. *Rem tene, verba sequentur*, sagte ein praktischer römischer Staatsmann, M. Porcius Cato, in einer Zeit, da die Künste der griechischen Beredsamkeit auch in Rom eindringen, und Goethes Faust entgegen dem Satze des büchergelehrten Stubenhockers Wagner:

Allein der Vortrag macht des Redners Glück

ganz modern:

Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.

Wer also heute von uns fordert, daß wir in erster Linie Philologen bilden sollen, wer unsre Schüler ausschließlich beurteilt nach lateinischer und griechischer Grammatik, wer nicht vielmehr in erster Linie fragt: wie hast du deinen Schriftsteller verstanden? der legt einen falschen, veralteten Maßstab an unsre Leistungen, der thut uns also Unrecht, denn das können, wollen und sollen wir gar nicht mehr leisten.

So steht es heute. Es ist der Abschluß einer langen Entwicklungsreihe. Manchem, auch manchem Lehrer, mag diese Anerkennung schwer werden, doch sie ist unvermeidlich, wenn nicht das Gymnasium geschädigt werden und in

die Gefahr kommen soll, den lebendigen Zusammenhang mit der Zeit zu verlieren, eine Gefahr, die vor zweihundert Jahren den Lateinschulen ernsthaft drohte.

Aber nun — und diese Frage wird zagen von manchem gestellt — wie wird sich die Zukunft gestalten? Wird sie nicht auch das beseitigen, was wir heute noch als das dem humanistischen Gymnasium Eigentümliche festhalten: die philologisch-historische Grundlage unsrer Bildung? Wird sie nicht etwa zur „Einheitschule“ mit einheitlichem modernsprachlichem Unterbau übergehen, die ja auch bei uns hier und da bereits in das Stadium des Versuchs getreten ist? Nun, bis jetzt haben wir hier in Sachsen weder das Latein nach Untertertia noch das Griechische nach Untersekunda verlegt, noch mit dem Französischen, gegen das wenigstens die sächsische Zunge eine gewisse Abneigung hat, in Sexta begonnen, noch ein Bedürfnis empfunden, die Weltgeschichte „in aufsteigender Linie,“ d. h. rückwärts zu lehren, und uns selbst der Wirtschaftsgeschichte und Bürgerkunde gegenüber noch etwas kühl verhalten. Und das thun wir wirklich nicht nur, weil es das Regulativ so vorschreibt, auch nicht etwa, weil wir es bequem fänden, im alten Schlandrian fortzuwandeln, auch nicht aus schulmeisterlicher Pedanterie, oder wie sonst die Rosenamen wohl zu lauten pflegen, sondern ganz ernsthaft aus ehrlicher Überzeugung. Ja wir glauben sogar der Jugend, dem Vaterlande und seiner Zukunft einen großen Dienst zu erweisen, wenn wir einer starken Zeitströmung nicht folgen, nicht den Sprung ins Dunkle wagen, nicht aufgeben, was, einmal verloren, ganz gewiß nicht wiederzugewinnen wäre. Wir meinen sogar, daß gerade die philologisch-historische Grundlage unsrer Gymnasialbildung ein gewisses Gegengewicht gegen manche gefährlichen Einseitigkeiten unsrer Zeit bilden könne, die überwunden oder mindestens gemildert werden müssen, wenn unser Volk nicht schweren Schaden leiden soll.

Dem banausischen amerikanisirenden Möglichkeitszuge gegenüber ist schon die eingehende, jahrelange Beschäftigung mit Dingen, die keinen unmittelbaren Nutzen gewähren, sondern von der Rücksicht auf künftige praktische Verwertung weit abliegen, wichtig, denn sie fördert den Sinn für das Ideale. Kann sie doch auch gegenüber der Überschätzung der ungeheuern technischen Fortschritte in unsrer Zeit lehren, daß die geistige und sittliche Größe eines Volkes von diesen Dingen durchaus nicht abhängt. Sodann kann für den modernen Menschen, der beständig in verwickelten und künstlichen Zuständen lebt, der fortwährend von einem ungeheuern zerstreuenen Vielerlei in Anspruch genommen wird und kaum zur Einkehr in sich selbst, zu ruhiger Vertiefung kommt, nichts wertvoller sein, als sich wenigstens eine Zeit lang in ernster Arbeit in eine Welt zu versenken, die all dieser unruhigen Vielseitigkeit ganz fern steht, in eine Welt von verhältnismäßig einfachen, natürlichen, leicht übersehbaren Lebensbedingungen, auf die noch nicht die ungeheure Last einer mehrtausendjährigen Kultur drückte, die noch die Frische und Freude des ersten

Wagens und Gelingens empfand, die naiv, nicht reflektirt handelt, wie die Griechen in ihrer großen Zeit.

Wenn von tausendjäh'ger Last
Du dich willst befreien,
Gehe bei Homer zu Gast,
Der wird dich erneuen!

Und ist es denn ein Zufall, daß unsre klassische Litteratur mit der Entdeckung des echten Griechentums aufging, daß alle unsre großen Dichter sich in das klassische Hellenentum versenkten, daß Lessing zuerst die Größe eines Homer und Sophokles erkannte, Schiller sehnsüchtig die „Götter Griechenlands“ dichtete und so feinsinnig das tiefste Herzensgeheimnis der Griechen erkannte, wenn er im „Siegessäule“ seinen Neoptolemos sagen ließ:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch,

daß Goethe sein schönstes Drama einem griechischen Gegenstande widmete und selbst jahrelang im sonnigen Süden verweilte, wo es ihm für das Verständnis Homers „wie Schuppen von den Augen fiel“? Ist es ein Zufall, daß der deutsche Historiker, in dem die stärkste nationale Leidenschaft glühte, G. v. Treitschke, den Hellenen so warme Teilnahme schenkte, obwohl er niemals über griechische Geschichte geschrieben hat? Sie alle fühlten und wußten, daß unsrer nordischen Natur, unsrer Schwerfälligkeit, unsrer Neigung zum düstern Grübeln, unsrer mangelhaften ästhetischen Anlage als Ergänzung nichts notwendiger ist als etwas von südlicher Leichtlebigkeit, von südlicher Lebensfreude, von südlichem Schönheitsfönn. Und darum ist es ein tiefberechtigtes Bedürfnis, wenn jetzt, wo die klassischen Stätten so leicht zu erreichen sind, auch der Gymnasialphilologe gern nach dem Süden zieht, und man soll das fördern und nicht erschweren, es ist für alle überhaupt empfänglichen Naturen das beste Mittel gegen alle schulmeisterliche Pedanterie und allen formalistischen Zopf. Denn wer einmal im purpurvioletten Abendsonnenglanze auf dem Monte Testaccio gestanden hat, das weite Rom zu Füßen und ringsum am Horizont die feinen Gebirgslinien vom zackigen Sorakte bis zum Mons Albanus, dem Monte Cavo, wer von dem Forum in Pompeji nach den eleganten, stolzen Umriffen des rauchenden Vesuvkegels und hinüber nach den scharfen Klüften der Halbinsel von Sorrento geschaut hat, wer das blaue Südmeer durch die goldbraunen Säulen des majestätischen Poseidontempels von Pästum hat leuchten sehen, oder wer gar am Fuße des Parthenon von der Akropolis aus den Blick hat schweifen lassen über den silbergrauen Olivenwald der attischen Ebene, über Salamis und die fernen Bergzüge des Peloponnes und den glänzenden Meeresspiegel dazwischen, in dessen Seele schimmert zeitlebens etwas von dem Sonnenglanze des Südens, und ihm wird klar, daß das Altertum dort

nichts Abgeschlossenes und Totes ist, sondern ein lebendiges Stück der Gegenwart, und daß die Menschen, die heute dort wohnen, in hundert Zügen das Erbe ihrer Väter tragen, trotz der Jahrtausende, die dazwischen liegen. Das bleibt ihm, wenn er wieder daheim auf dem Katheder steht, und es wird, wenn er der Mann dazu ist, auch einen Abglanz in die Seele seiner Schüler werfen.

Aber noch mehr. Nichts ist geeigneter, die Hoheit des christlichen Sittenideals und der christlichen Weltanschauung klarer zu zeigen, als der Vergleich mit dem, was die edelsten Denker des Altertums in angestrengtem Forschen erstrebten und ahnten, ohne es zu erreichen, und nichts kann besser all den philosophischen Modethorheiten unsrer Tage, dem Atheismus, Pessimismus, Materialismus und wie sie alle heißen, entgegenwirken, als diese Überzeugung. Nichts kann besser schützen gegen den Vorwitz, als ob der Mensch, der es ja allerdings so herrlich weit gebracht hat, „bis an die Sterne weit,“ überhaupt fähig sei, bis in den Kern der Dinge vorzudringen, und mehr zur Bescheidenheit erziehen, als die Wahrnehmung, daß wir den tiefsten Problemen, dem Ursprung des Lebens, dem Wesen der Seele, dem Wesen der Naturkräfte heute genau ebenso ratlos gegenüberstehen wie die ionischen Naturphilosophen, und daß noch heute das Wort des Apostels gilt: „Unser Wissen ist Stückwerk.“ Nichts endlich kann wirksamer die Neigung bekämpfen, nach dem schlechten Vorbilde der französischen Revolution mit der Vergangenheit zu brechen und einen Neubau aufzuführen nach den Bedürfnissen und Launen des flüchtigen Augenblicks, als die Pflege des geschichtlichen Sinnes für den großen Zusammenhang aller menschlichen Dinge und aller Zeiten und die Pietät vor dem Gewordenen. Denn der Mensch ist nicht nur ein ζῷον πολιτικόν, sondern auch ein ζῷον ιστορικόν.



Heimatschutz

(Schluß)



In seinem klassischen Buche „Land und Leute“ sagt W. H. Riehl: „Es ist eine matte Defensive, die die Fürsprecher des Waldes ergreifen, wosern sie lediglich aus ökonomischen Gründen die Erhaltung des gegenwärtigen Waldbumfangs fordern. Die sozialpolitischen Gründe wiegen mindestens ebenso schwer. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürften, würden wir doch noch den Wald brauchen. Brauchen wir das dürre Holz